Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 34 (1958-1959)
Heft: 5

Artikel: Lawinenhunde : jede Rettungsaktion ist ein Wettlauf mit dem Tod
Autor: Schild, Melchior
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073212

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Lawinenhund Jo von den drei Eichen

LAWI

VON MELCHIOR SCHILD, DAVOS

Moritzli und die toten Alpenjäger

Ich habe ihn nicht mehr gekannt, den edlen, treuherzig in die Welt blickenden Laufhund, der auf den Namen «Moritzli» hörte. Er hat seine irdische Heimat, das schmucke Berner Oberländerdorf Mürren, vor beinahe zwanzig Jahren verlassen müssen. Niemand dürfte damals geahnt haben, wie wertvoll das Leben dieses unscheinbaren Tieres für eine spätere Zeit werden sollte. Seine Pioniertat wäre wohl auch rasch in Vergessenheit geraten, hätte nicht der prominente Hundefachmann Ferdinand Schmutz die Begebenheit untersucht und ihre Bedeutung für die Zukunft richtig erkannt.

Folgendes hatte sich zugetragen: Im Winter 1937/38 waren einige junge Leute bei einer Skitour am Schilthorn bei Mürren von einer Lawine mitgerissen und verschüttet worden. Der Rettungskolonne gelang es, alle Vermißten bis auf einen zu bergen. Bereits waren zwei Stunden verflossen, und der junge Gymnasiast aus Bern war noch nicht aufgefunden. Da beobachtete der Obmann der Rettungskolonne, wie sein Hund immer wieder auf eine Stelle zurückkehrte, die von der Suchmannschaft bereits erfolglos abgesucht worden war. Man schenkte dem Treiben des Hundes vorerst keine Bedeutung. Als Moritzli aber zu scharren und bellen anfing, stiegen die Rettungsleute hinauf und sondierten die durch den Hund bezeichnete Stelle nochmals ab. Bald stießen die Sondierstangen auf einen weichen Körper, die Schaufler leisteten rasche Arbeit, und nach kurzer Zeit konnte der leblose Körper dem Schneegrab entrissen werden. Die Wiederbelebungsversuche waren von Erfolg gekrönt; der Jüngling öffnete die Augen und mit dem wiederkehrenden Bewußtsein konnte

MENSCHENHUNDE

Jede Rettungsaktion ist ein Wettlauf mit dem Tod

er die Kunde von seiner wunderbaren Rettung vernehmen.

Zugegeben, Moritzli war nicht der erste Hund, der einen von Schnee zugedeckten Menschen aufspürte und ihm das Leben rettete. Wir kennen aus der alpinen Literatur einige ähnliche Beispiele, vor allem aber denken wir an die Leistungen der St. Bernhardshunde. Wir wissen allerdings nicht sicher, wieviel Wahres an den Geschichten dieser Rettungshunde ist und vor allem auch nicht, ob und wie diese Tiere für den Rettungsdienst abgerichtet worden sind. Die Vermutung liegt nahe, daß die Mönche die starken St. Bernhardshunde erst einmal zum Selbstschutz vor Kriegsvolk oder gefährlichem Gesindel mitgeführt, und daß die intelligenten Tiere die Rettungsaufgabe ihrer Meister später instinktiv erfaßt und sich in der Folge immer selbständiger daran beteiligt haben. Die Bernhardinerhunde sind aber ohne Zweifel manchem in Bergnot Geratenen zum Retter geworden.

Lawinenrettung im Meierhofertäli bei Davos am 16. März 1958
Unfallstelle kurz nach der Auffindung der verunfallten Frau.

Das Entscheidende an der Leistung von Moritzli war, daß er seine Rettungstat zum richtigen Zeitpunkt vollbrachte. Er gleicht darin manchem Forscher und Erfinder der Weltgeschichte, denen eine Entdeckung zu einer Zeit gelang, als der Lauf der Dinge eben dafür reif war.

Dem Rettungsmann mußte die Tat von Moritzli damals in zwei Richtungen als verheißungsvoll erscheinen: Der Ski hatte das winterliche Gebirge zum Freizeitplatz Tausender werden lassen und damit war der Mensch auch mit der größten Gefahr des Winters in viel engern Kontakt geraten; die damals bereits zahlreichen touristischen Lawinenopfer mit den beiden großen Katastrophen am Brisen (10. Januar 1937, sieben Todesopfer) und im Samnaun (15. Februar 1938, vier Tote) redeten eine deutliche Sprache und stellten den Winterrettungsdienst vor umfangreiche und noch ungelöste Probleme. Hier konnte dem Hund als Rettungsmittel eine große Bedeutung zukommen. Doch vorderhand beschäftigte eine andere und viel allgemeinere Gefahr die Menschen: Über Europa zogen sich die Wolken in unheilverkündender Weise zusammen und ein Krieg lag im Bereich des Möglichen. Was, wenn die Schweiz mit den unberechenbaren Nachbarn im Norden oder Süden in Konflikt geraten sollte? Könnten sich dabei nicht ähnliche Situationen ergeben, wie an der Alpenfront zwischen Österreich und Italien im Ersten Weltkrieg? Waren damals auf beiden Seiten nicht Zehntausende von Alpenjägern in Lawinen zugrunde gegangen, mehr als durch die kriegerischen Handlungen? Der Lawinenschutz- und -rettungsdienst müßte für unsere Gebirgstruppen zur Notwendigkeit werden.

Moritzli hatte mit seiner Tat am Schilthorn die Möglichkeit einer erfolgversprechenden Rettungsmethode aufgezeigt und Ferdinand Schmutz darf das große Verdienst in Anspruch nehmen, die volle Bedeutung der Situation erkannt und den vorerst noch unklaren Weg zum Ziel recht bald durch eine kynologisch fundierte, gangbare Methode aufgezeigt zu haben. Wer aber damals geglaubt hatte, die Erfolge mit den Lawinenhunden müßten sich nun zahlreich einstellen und den Lawinentod weitgehend bannen, sah sich in der Folge vorerst schwer enttäuscht. Die Wirklichkeit lehrte, trotz voller Zuversicht bescheiden zu sein, vor allem aber, daß nur eine seriöse Organisation und harte Arbeit von Mann und Hund überhaupt eine Erfolgsaussicht haben.

Lawinenrettung: ein Kampf gegen die Uhr

Nie werde ich die Gefühle vergessen, die mich beherrschten, als ich vor 18 Jahren erstmals bei einer großen Lawinen-Rettungsaktion mitgeholfen habe. Es war ein 17jähriges Mädchen verschüttet worden. Voller Zuversicht und gewillt, mein Bestes zu leisten, war ich mit vielen andern Helfern auf die Unfallstelle geeilt. Zuerst mußte der Teil der Lawine, in dem das Opfer vermutet wurde, durch die auf ein loses Glied zusammengefügte Rettungsmannschaft abgesucht werden. Im langsamen Vorwärtsschreiten hatte jeder Einzelne einen Streifen von drei bis vier Meter Breite nach einem sichtbaren Zeichen der Verschütteten abzusuchen. Diese genaue Suche sollte immer vorgenommen werden; sie hat schon manchem Bedrängten das Leben gerettet. Wir aber hatten damals kein Glück. Wir mußten zu den Sondierstangen greifen und in unendlich langsamer und zermürbender Arbeit die Suche auf diese Weise fortführen. Dabei haben wir auch unsere Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang verloren. Das Opfer konnte nicht aufgefunden werden.

Erst fünf Monate später gab der schwindende Lawinenschnee den Körper frei. Unverzüglich bin ich abermals auf die Unfallstelle gereist, um die Fundstelle, die Lage des Opfers und weitere Einzelheiten festzustellen; denn in der Zwischenzeit waren auch mehrere Pendler und Rutengänger am Werk gewesen, und die Auffindungsstelle mußte nun eindeutig die Frage beantworten, wer und welche Methode brauchbare Angaben geliefert hatte. Jene Resultate – wie auch weitere zahlreiche Beispiele bis in die jüngste Vergangenheit – haben eindeutig ergeben, daß alle auf sogenannten Erdstrahlen beruhenden Methoden für den Lawinenrettungsdienst unbrauchbar sind. In diesem, wie in ähnlichen Fällen, mußte erkannt werden, daß tatsächlich noch kein erfolgreiches Mittel zur Rettung Lawinenverschütteter gefunden war; auch die Sondierstange ließ zu viele Wünsche in bezug auf raschen Einsatz und einen Erfolg innert nützlicher Frist offen. Die Rettungsmannschaft, mit den besten konventionellen Mitteln ausgerüstet, stand vielfach vor einer kaum lösbaren Aufgabe. Ein Erfolg kam praktisch immer zu spät und be-

ruhte zu einem großen Teil auf Zufall und Glück. Diese Erfahrungen haben wesentlich dazu beigetragen, die Sache des Lawinenhundes als erfolgversprechendstes Rettungsmittel beschleunigt voranzutreiben.

Auch mich hat damals die Tragik einer Lawinenverschüttung stark ergriffen. Man steht am Rande der Lawine und weiß, daß irgendwo unter den Schneeschollen ein Mensch um sein Leben kämpft oder der Ewigkeit entge-

Der kleine Familienfilm

von Hans Moser

Fühlt Zugluft an seinem Nacken.

Prüft das Fenster und stellt fest, dass das Isolierungsband, das er befestigt hat, abgenützt ist.

Sagt Frau, dass immer noch Isolierungsband im Keller sein muss und dass er sich sofort an die Reparatur machen wird, bevor alle erkältet sind, oder Rheumatismus haben.

Erinnert sich plötzlich an all die Schwierigkeiten, die er hatte, als er vor zwei Jahren das Isolierband befestigte.

Geht zum Fenster zurück, öffnet und schliesst es verschiedene Male mit viel Lärm.

Erklärt Frau, dass doch nicht das Isolierband schuld war, das Fenster war nur nicht richtig geschlossen.

genschlummert. Er kann sich selber nicht mehr helfen, weil ihn die Schneemassen fest umschlossen halten. Seine Rettung liegt in der Hand der Rettungsleute, also auch bei mir. Wo soll ich suchen, oben oder unten, links oder rechts, wie tief sondieren? Ein guter Entschluß, eine glückliche Eingebung kann Rettung bedeuten, eine unüberlegt angesetzte Aktion aber Mißerfolg, sogar Vorwürfe, Anfeindung oder Schuld.

Leben und Tod, Rettung und Mißerfolg liegen selten so nahe und unberechenbar beieinander wie im Falle einer Lawinenverschüttung. Gelingt die Befreiung eines Verschütteten nicht sehr rasch, so sinkt die Kurve der Erfolgschance steil nach unten. Als Richtzeiten habe ich auf Grund eines Beobachtungsmaterials von annähernd 20 Wintern etwa folgendes festgestellt: Abgesehen von den Opfern, die in zerstörten Häusern und Ställen gefunden werden, oder durch Steine oder Holz wie auch durch den Sturz über Felsen mechanischen Einwirkungen erliegen, können wir beim zeitlichen Eintreten des Lawinentodes drei Gruppen unterscheiden:

Ein recht wesentlicher Prozentsatz dürfte eines schnellen Schocktodes sterben; es sind die tragischen Fälle, bei denen ein Verschütteter nach kurzer Zeit, während der er weder erstickt noch erfroren sein konnte, aufgefunden wird und trotz sofortiger ärztlicher Behandlung nicht mehr zu retten ist. Von sechs im vergangenen Winter im Gebiet des Landwassertales Verschütteten dürften zwei oder drei auf diese Art gestorben sein; die Opfer waren bereits nach 45, 55 bzw. 90 Minuten befreit und in ärztlicher Behandlung gewesen.

Die zweite Gruppe umfaßt die Verunfallten, die den Moment des Zugedecktwerdens und die folgenden kritischen Minuten des vollen Bewußtseins überleben, infolge des Sauerstoffmangels die Besinnung aber bald verlieren und einschlafen. «Ich hatte keine Angst, weil ich überzeugt war, daß uns der Parsennrettungsdienst schon herausholen wird. Dann habe ich mir vorgestellt, wo wohl mein Mann liegen würde. Auch habe ich an meine vier Kinder gedacht. Schließlich habe ich gebetet. Nach etwa drei Minuten Verschüttungsdauer bin ich dabei eingeschlafen.» So hat sich eine deutsche Arztfrau geäußert, nachdem sie am 16. März des letzten Jahres im Parsenngebiet mit ihrem Gatten verschüttet und nach einer Stunde und 40 Minuten dank der vorzüglichen Leistung meines Hundes «Iso», unter einer 1,20 Meter tiefen, feuchten und kompakten Schneedecke aufgespürt worden war. Auch ihr Gatte wurde auf diese Weise gerettet, und er äußerte sich später über das Geschehen bis zum Verlust des Bewußtseins ähnlich. Neben andern günstigen Faktoren hat diesen deutschen Gästen zweifellos ihre zuversichtliche Einstellung das Leben gerettet. Bei dieser zweiten Gruppe, zu denen meiner Ansicht nach etwas mehr als die Hälfte aller verschütteten Skitouristen zählen, entscheidet eines der wichtigsten Probleme des Lawinenrettungsdienstes, der Faktor Zeit. Es stellt sich deshalb die Frage: Wieviel Zeit steht im «Normalfall» zu einer glücklichen Rettung zur Verfügung? Meine Antwort lautet: zwei Stunden!

Nur wenige dürften diese Dauer überleben; sie zähle ich zur Gruppe drei. Sie sind es, die in die alpine Literatur eingegangen sind und deren Rettung uns wie ein Märchen anmutet. Und doch dürften diese Berichte wahrheitsgetreu sein; denn auch unsere Zeit kennt ähnliche Beispiele: Am 21. Januar 1945 überlebte eine 21jährige Tochter im Oberwallis eine kalte, stürmische Hochwinternacht in einem selbstausgelösten Schneebrett und konnte nach 20 Stunden ohne wesentliche Schäden geborgen werden. Genau sechs Jahre später vollzog sich am 27jährigen Gerhard Freisegger ein großes Wunder: Der Seilbahnangestellte wurde am Fuße des Pasterzengletschers (Kärnten) von einer gewaltigen Lawine zugedeckt und blieb ganze zwölf Tage am Leben. Der dramatischen Rettung folgte ein verzweifelter Kampf im Krankenhaus zur Erhaltung des jungen Lebens. Die Natur und ärztliche Hilfe siegten, und wenn auch beide Beine eingebüßt wurden, konnte der Gerettete in sein Vaterhaus zurückkehren und endlich die verschobene Hochzeit feiern.

Die zeitlichen Voraussetzungen lassen sich somit wie folgt zusammenfassen: Zwei Stunden Erfolgsaussichten, später ist nur noch eine Zufallsrettung möglich. Deshalb lautet die Forderung für den Rettungsdienst: Rasch und das Beste einsetzen; was in den zwei ersten Stunden auf der Lawine geschieht, ist entscheidend. Das rascheste ist das beste Mittel zum Erfolg. Trotzdem ist jede Aktion – von besonderen Ausnahmen abgesehen – bis zur Auffindung der Verunglückten auszudehnen, wenn möglich pausenlos, wenn nötig mehrere Tage.

Die Hundenase – eine fliegende Peilvorrichtung

Für jeden Zuschauer, ob jung oder alt, Fachmann oder Laie, ist es immer ein ergreifendes Ereignis, der Arbeit eines ausgebildeten Lawinenhundes zuzuschauen. Von seinem Führer durch Rufe und Zeichen gelenkt, nötigenfalls auch aufgemuntert und angetrieben, durcheilt das kräftige Tier das weite Lawinenfeld, in dem an unbekannten Stellen Personen oder Gegenstände vergraben liegen. Plötzlich unterbricht der Vierbeiner seinen systematischen Lauf, wendet sich nach einer andern Richtung, schnuppert da und dort und beginnt schließlich zu scharren oder zu bellen. Der Hundeführer eilt zu seinem Hund und fängt mit der Schaufel zu graben an. Meist unterstützt ihn der brave «Retter» mit wachsender Erregung. Dann fördert der Führer zwei Ski zutage und bald hilft er dem «Opfer» beim Verlassen des Schneeloches. Freudig springt der Hund den Geretteten an und wird seinerseits von diesem und seinem Führer betont aufmerksam gelobt und mit einem Leckerbissen belohnt. Starker Beifall der Zuschauer und einige Erläuterungen des Übungsleiters beschließen die Vorführung. Jedem Anwesenden ist klar geworden, welch enormen Vorteil der Hund gegenüber der Sondierstange bietet: Die Geschwindigkeit, mit der er einen unter Umständen großen Suchbereich abzusuchen imstande ist. Und jedermann schwört auf den Lawinenhund – und ist bei nächster Gelegenheit enttäuscht, wenn die Presse den Bericht eines Lawinenunglücks veröffentlicht und dabei erwähnen muß, daß der Einsatz der Hunde erfolglos war.

Warum gelingt denn ausnahmslos jede Übung und fast jede Prüfung, und aus welchem Grunde gibt es verhältnismäßig viele Versager im Ernstfall?

Neben zahlreichen, meist subjektiv – durch den Führer oder den Hund – bedingten möglichen Ursachen müssen dafür sehr oft objektive Gründe verantwortlich gemacht werden. Die Fälle sind zahlreich, in denen das Verhältnis zwischen Verschüttungszeit – Verschüttungstiefe – Schneebeschaffenheit – Temperatur des Schnees und der Luft – Hinschied des Verschütteten, so ungünstig beschaffen ist, daß ein Erfolg mit dem besten Hund ausgeschlossen ist. Ein Skifahrer zum Beispiel, der in leichter Kleidung sorglos durch den warmen Frühlingstag fährt, dabei an stark bestrahlter Stelle durch eine Lawine überrascht wird, kann auch durch einen rasch eintreffenden, vorzüglichen Lawinenhund kaum aufgefunden werden, ganz einfach deshalb, weil der Kontakt zwischen dem Verschütteten und der Hundenase aus physikalischen Gründen nicht möglich ist.

Welcher Art ist nun dieser Kontakt, wie kommt er zustande und welche Gegebenheiten können ihn verhindern? Das Suchorgan des Hundes ist seine Nase. Mit ihr sucht er im geruchlosen Lawinenschnee nach der «Witterung» des Verschütteten oder eines Gegenstandes. Der lebende menschliche Körper, alte Kleider, Leder usw. dünsten verhältnismäßig viel und intensive Witterung aus, Metalle, Holz und ähnliches sind witterungsarm. Die wichtigste Frage im Falle eines Lawinenverschütteten besteht darin, ob die Witterung überhaupt an die Schneeoberfläche gelangt; denn nur dann kann der Hund zum Erfolg kommen. Zum Glück sind die Voraussetzungen dazu günstig: Einmal wirkt der warme menschliche Körper im kalten Schnee wie ein Ofen, der so lange Wärme erzeugt und abgibt, bis der Verschüttete gestorben und abgekühlt ist. Zudem ist der Schnee luftdurchlässig. Als Träger der menschlichen Witterung steigt die erwärmte Luft mehr oder weniger senkrecht durch die auflagernde Schneedecke und wird an deren Oberfläche in entsprechender Menge und Intensität in die Atmosphäre übergeben. Diese Witterungsfahne, mit einem unsichtbaren, aus dem Lawinenschnee austretenden Rauch zu vergleichen, ist somit im wesentlichen um so größer, je kleiner die Verschüttungstiefe und je größer der Witterungsherd und die Porosität des Schnees. Die Witterungsabgabe dauert an, solange der Verschüttete am Leben bleibt und sie klingt bei dessen Hinschied rasch ab. Bei ungünstigen Voraussetzungen, wie im Falle des obenerwähnten Skifahrers, gelangt daher überhaupt keine Witterung an die Schneeoberfläche; der beste Hund, vom besten Führer eingesetzt, muß in solchen Fällen ohne Erfolg bleiben.

Viel häufiger stellt sich der Fall ein, daß der Hund erst erscheint, nachdem der Verunglückte bereits längere Zeit verschieden ist und keine genügende Witterung mehr abgibt. Oft ist zudem der Suchbereich inzwischen durch die Rettungsleute dermaßen verunreinigt worden, daß die störende Fremdwitterung eine möglicherweise noch vorhandene Spur des Ver-

mißten übertönt. Solche Verhältnisse hatten wir beispielsweise im März 1956 beim großen Unglück im Samnaun. Trotz des Einsatzes mehrerer ausgezeichneter Hunde und einige Tage währender Bemühungen mußte die Suche nach dem letzten Opfer aufgegeben werden. Später stellte sich heraus, daß der Verunglückte in nächster Nähe des von der ersten Rettungsmannschaft eingerichteten Materialdepots, im zusammengrepreßten Lawinenschnee rund 3,5 Meter tief zugedeckt gelegen hatte. In diesem Falle war ein Auffinden durch die Hundenase praktisch undenkbar; nur ein ausgesucht qualifizierter Hund, der hier zufälligerweise in den wenigen Minuten, in denen eine Spur von Witterung an die Oberfläche durchgedrungen sein mochte, eingesetzt worden wäre, hätte zum Erfolg gelangen können. Im übrigen zeigte gerade dieses Beispiel, daß wir heute tatsächlich noch nicht über unfehlbare Suchmethoden verfügen: Ein modernes Radargerät versagte vollständig, trotzdem es an der richtigen Stelle mehrmals eingesetzt worden war, und die systematische Arbeit mit der Sondierstange blieb erfolglos, weil ein Mann im entscheidenden Augenblick nicht wahrgenommen hatte, daß seine Stange den Körper des Gesuchten berührte.

Ich vergleiche die Witterungsausdünstung eines Lawinenverschütteten oft mit einem Sender, der so lange voll arbeitet, solange der Verunfallte am Leben ist, später aber immer schwächer werdende Impulse von sich gibt. Die ausgestrahlten Wellen werden von der Schneedecke abgeschwächt und teilweise absorbiert. Sie erreichen die Oberfläche nicht immer und nur ausnahmsweise in längerer Dauer und Intensität. Um diese Zeichen des Verschütteten auffangen zu können, bedarf es nicht nur eines tauglichen Empfängers – der Hundenase –, sondern auch einer zeitlich und örtlich entsprechenden Empfangsbereitschaft. Die Hundenase an die richtige Stelle hinzubringen, ist dank des großen Laufvermögens der Hunde eine im allgemeinen leicht lösbare Aufgabe – ganz im Gegensatz zur Arbeit mit der Sondierstange. Entscheidend ist und bleibt, ob das Mittel rechtzeitig hergebracht werden kann, so rechtzeitig nämlich, daß noch ein wahrnehmbares Zeichen des Senders an der Schneeoberfläche vorhanden ist. Bei einem Hundeeinsatz innerhalb der Zweistundengrenze darf eine Lebendbergung erhofft werden. Ist diese Zeitgrenze überschritten, können nur noch äußerst günstige Umstände zu einer glücklichen Rettung führen.

Misserfolge Etwa ein Drittel der Einsätze bleibt ohne positives Ergebnis. Über Anzahl und Ausmaß der tödlichen Lawinenunglücke herrscht im allgemeinen große Unklarheit, in der Regel denkt der Uneingeweihte an viel zu große Ziffern. Dies mag mit der Tatsache zusammenhängen, daß die tödlich verlaufenen Lawinenunfälle durch die Presse allgemein eine viel breitere Publizität erfahren, als beispielsweise Verkehrs- und Berufsunfälle oder auch die Bergunfälle im Sommer. Warum dem so ist, weiß ich auch nicht. An einer besonderen Mischung zwischen höherer Gewalt und Selbstverschulden kann es kaum liegen; alle Varianten kommen hier wie dort vor. Vielleicht ist es daraus zu erklären, daß die Lawinenverschüttung an sich noch nichts Endgültiges ist, und diese oft eine längere, dramatische Rettungsaktion, ein Kampf um Leben und Tod, auslöst.

Tatsächlich aber entsprechen die absoluten Unfallziffern von Lawinentoten in der Schweiz nur zwei bis drei Prozent der Verkehrsopfer, und sie wären noch bedeutend niedriger ohne die Katastrophenopfer aus den Jahren 1942, 1945, 1951 und 1954:

1940/41	19	Unfälle mit	27	Opfern
1941/42	28		56	
1942/43	9		14	
1943/44	18		29	
1944/45	25		39	
1945/46	8		11	
1946/47	13		20	
1947/48	4		10	
1948/49	1		1	
1949/50	4		5	
1950/51	30		98	
1951/52	12		17	
1952/53	16		22	
1953/54	25		33	
1954/55	7		13	
1955/56	4		11	
1956/57	7		12	
1957/58	11		19	

Total in 18 Wintern 241 Unfälle mit 437 Opfern oder durchschnittlich 13 Todeslawinen mit 24 Toten.

Foto: Anita Niesz
Der Geburtstag

Gleich weit wie diese Statistik reicht auch das Lawinenhundewesen in der Schweiz zurück. Nachdem im Winter 1939/40 die ersten Lawinenhunde ausgebildet worden waren, wurde erstmals eines dieser Tiere am 12. Dezember 1940 anläßlich des Unglücks bei Leukerbad eingesetzt. Bis heute wurden Lawinenhunde bei rund 130 Unglücksfällen verwendet. Etwa ein Drittel der Einsätze mußten ohne positives Ergebnis abgebrochen werden.

Die Gründe zu diesen Mißerfolgen sind mannigfaltig; oft lagen die objektiven Verhältnisse so, daß ein Erfolg von vorneherein nicht erwartet werden durfte. Man setzte die Hunde vor allem viel zu spät und zu zögernd ein, genau so wie Pendler, Rutengänger und Minensuchgeräte: Um zur Rettung alles getan und nichts versäumt zu haben. Nicht selten aber lagen die Gründe des Versagens beim Hundeführer. Es bewahrheitete sich mehrmals, daß der beste Hund in der Hand eines untauglichen Führers wertlos ist. Denn der Führer muß das Tier nicht nur möglichst rasch und doch schonend auf die Unfallstelle bringn, was in der Regel beträchtliche technische und körperliche Fähigkeiten voraussetzt, sondern dort zudem Qualitäten zeigen, über die leider nicht ein jeder verfügt: Autorität, um den weitern Gang der Dinge den Bedürfnissen der Hundearbeit unterzuordnen; taktisches Verständnis, um den Ablauf der Geschehnisse möglichst wirklichkeitsnah zu rekonstruieren und damit die größten Erfolgschancen beim Einsatz herauszuschälen; Ruhe, um seinen treuen Helfer nicht in Unruhe zu versetzen und die vielen technischen Einzelheiten nicht zu mißachten, die zum Gelingen notwendig sind; Konzentrationsfähigkeit, um den Hund in jeder Phase seiner Arbeit beobachten und seine Reaktionen wahrnehmen zu können; Härte und Ausdauer, um eine Suche auch bei Sturm, großer Kälte, Unübersichtlichkeit des Lawinenkegels, oder bei Nacht, ohne Qualitätseinbuße durchstehen zu können.

Auch der Hund hat gelegentlich versagt; er ist eben keine Maschine. Er kann krank, müde, abgelenkt, schlecht gelaunt, übermütig, unfolgsam sein. Zu seiner Ehre sei aber gesagt, daß diese Fälle sehr selten sind.

Das Lawinenunglück am Jakobshorn

Die Fälle – es sind gegen 100 – wo dank guter Hundearbeit die Lawinenopfer zwar geborgen werden konnten, der Tod aber doch schneller gewesen war als die Hilfe, sind auch für die Hundeführer von einer gewissen Tragik. Sie und ihre Tiere haben eine Arbeit geleistet, die technisch sogar höher als eine Lebendbergung gewertet werden muß, und doch bleibt ihnen der volle Erfolg, das Opfer dem Leben zurückzugeben, versagt. Am 5. März des vergangenen Jahres mußte ich dies bei einem äußerst tragischen Unfall selbst miterleben.

Ein prächtiger Hochwintertag im Parsenngebiet neigte sich zu Ende, während ich mit den leitenden Organen des eben abgeschlossenen Lawinenrettungskurses SAC bei einem Glas Wein saß. Daß der Chef des Parsenndienstes von unserem Tische ans Telephon gerufen wurde, beunruhigte uns keineswegs. Um so erstaunter hörten wir zu, als dieser zurückkam und folgendes mitteilte: «Lawinenunglück am Jakobshorn vor dreiviertel Stunden. Mehrere Personen verschüttet, bis auf ein junges Mädchen alle schadlos geborgen. Der örtliche Rettungsdienst ist bereits an der Arbeit. Verlangt werden Hund und Arzt.»

Schon hatte die Erfahrung des gewiegten Rettungsmannes alle Punkte der weiteren Rettungsarbeiten abgeklärt und nach ihrer Dringlichkeit geordnet. Seine Orientierung ging nun in einen Befehl über: «Sie – er zeigte auf mich – gehen mit Ihrem Lawinenhund. Herr Jenal kommt als Spezialist für das neue Wiederbelebungsgerät mit. Sie verfügen über die noch anwesenden Leute des Kurses, soweit im Auto Platz vorhanden. Das Fahrzeug steht bereit. Luftseilbahn wird für Sie bereitgehalten.»

Wenige Minuten später windet sich unser Wagen durch den dichten Verkehr. Vor meinem Haus steht meine Frau mit dem Hund und orientiert mich noch dahin, daß meine beiden Kameraden mit ihren Tieren bereits aufgeboten seien. Dies beruhigt mich; somit kommt es nicht mehr auf jede Minute meinerseits an, und zur Arbeit dieser Kameraden habe ich volles Vertrauen. Ohne Zeitverlust können wir in die Seilbahn einsteigen und entschweben kurz darauf dem Häusermeer mit dem städtischen Treiben, den frohen, lebenslustigen Gästen, hinauf in den dunklen Wald, dem Berge und einer kalten Winternacht entgegen, von der wir vorderhand nur wissen, daß sie in diesen Stunden über ein junges Menschenleben entscheiden wird.

Bei der Umsteigestation erfahren wir, daß noch kein Lawinenhund hinaufgefahren sei

und nur ein undressiertes Tier sich auf der Lawine befinde. Damit sehe ich mich wieder an erste und weitgehend entscheidende Stelle vorgeschoben und beschleunige daher meine Einsatzvorbereitungen, was da sind: Schuhe binden, Gamaschen, warme Kleidung und Windschutz anziehen, Ski und Stöcke richten usw. Auch der Hund soll einiger aufmunternder Worte nicht entbehren.

Plötzlich gibt uns das Gelände einen Blick auf den zackigen Anriß der Unglückslawine frei. Wir staunen über die gewaltige Breite der Lawine von 200 bis 300 Meter und schließlich über die Tatsache, daß Skifahrer ihre Route in diesen steilen und teilweise felsigen Hang legen konnten. Wir erfahren, daß sich unter den fünf Wagemutigen, neben zwei Herren, eine Mutter mit zwei Töchtern befunden habe. Alle seien von der Lawine erfaßt, vier davon aber nur unbedeutend verschüttet worden. Die Rettung sei bei ihnen unverzüglich geschehen, und alle unverletzt geblieben. Nur die zwölfjährige Sylvia bleibe unauffindbar.

Jetzt erhalten wir auch Sicht auf den Lawinenkegel. Er beeindruckt durch seine gewaltigen Ausmaße von mehr als 100 Meter Länge und 100 bis 200 Meter Breite. Die Sondiermannschaft von etwa 20 Rettungsleuten fällt nur durch den Farbenkontrast und die Bewegung auf, gemessen an der Größe der Aufgabe ist sie ein Nichts, ihre Ohnmacht augenfällig.

Die wenigen Leute in der Bergstation sind stumm, besorgt und hilfsbereit. Wir schnallen die Ski an die Füße und fahren den steilen Gipfelhang hinunter, darauf bedacht, in der zunehmenden Dämmerung weder Sturz noch Unfall zu riskieren und das Tempo auf meinen Hund auszurichten. Mit Genugtuung kann ich wahrnehmen, daß die Rettungsmannschaft bei meiner Anfahrt unverzüglich das Lawinenfeld räumt; sie hat weit oben sondiert und verläßt den Kegel sehr geschickt seitwärts in Einerkolonne, um das mutmaßlich tieferliegende Einsatzgebiet des Lawinenhundes nicht zu betreten.

Am unteren Rand begrüßt mich der Leiter der ersten Rettungsmannschaft und orientiert mich kurz über den Hergang des Unfalls. Ich erkenne bald, daß es sich bei diesem gewaltigen Lawinenkegel in erster Linie darum handelte, den Suchbereich möglichst sorgfältig auszuwählen. In zweiter Linie kommt die Frage: Grobsuche oder Feinsuche? Entgegen jeder prüfungsmäßigen Forderung wähle ich den primären Suchbereich auf der Mittelachse der Lawine – was ziemlich naheliegend war – aber etwa 30 Meter vom untern Lawinenkegel entfernt und rund 60 Meter unterhalb der bereits sondierten Fläche, und entscheide mich überdies für die Feinsuche.

Als ich den Ausgangspunkt meiner Suche erreicht und mich dort kurz und eindringlich an meinen vor Einsatzfreude bebenden «Iso» wende, herrscht Totenstille. Ich glaube, mich in diesem Augenblick gefaßt und bereit gefühlt zu haben, die schwere Aufgabe in Angriff zu nehmen. Den letzten Blick auf die Uhr vergaß ich allerdings, er war auch nicht von Belang.

Mit dem gewohnten Befehl – heute nur verlangender und fast bittend ausgesprochen –: «Revier, such den Mann», schicke ich meinen Hund nach rechts, rund 30 Meter. Hier, an der Grenze des gewählten Suchbereichs, lasse ich wenden und in entgegengesetzter Richtung revieren. Mit einigen Zurufen ziehe ich das Tier näher an mich heran, um verhältnismäßig eng gezogene Zickzacklinien und damit ein zuverlässiges Resultat zu erhalten. Wie immer, schlägt mein «Iso» auf der 60 Meter breiten Quersuche eine schnelle Gangart an, und ich bin in diesem Augenblick wirklich dankbar, einen temperamentvollen und ausdauernden Hund zu besitzen. Die ersten fünf bis sechs Quersuchen sind gelaufen und es mögen ein bis zwei Minuten verflossen sein; da unterbricht das brave Tier etwa 10 Meter vor mir den Lauf, wie ein herumgerissenes Springpferd, eilt zwei bis drei Meter nach oben und beginnt hier zu scharren, wie vorher kaum je an einer Übung. Ich renne hinzu und bin restlos überzeugt, die Vermißte hier zu finden. Vorerst lasse ich den Hund bei seinem wilden Scharren gewähren und schaufle an seiner linken Seite. In kaum 70 Zentimeter Tiefe trifft meine Schaufel auf einen Skistock und die ihn umklammernde Hand. Im selben Augenblick fördert mein «Iso» eine Mütze zutage, die er mir direkt an meinen Bauch schleudert. Nun muß ich den braven Helfer von der Scharrstelle entfernen und seitwärts ablegen. Nur ungern überläßt mir dieser die weitere Arbeit. Behutsam grabe ich mit den Händen tiefer und befreie rasch den Kopf der Verschütteten.

Schlagartig ändert mein Ruf nach den Schauflern und dem Wiederbelebungsgerät die Szenerie. Die bisherige Stille und Ruhe weicht plötzlich großer Emsigkeit, einem Rennen und

Rufen. Ich scheide die notwendigen Schaufler und weiteren Helfer aus, übergebe das Kommando über die Unfallstelle dem Spezialisten für die Wiederbelebung und entferne mich mit den übrigen Anwesenden an den Rand der Lawine. Hier äußere ich mich über die Aussichten für eine glückliche Rettung; der Körper hat mir leblos geschienen; dagegen sprechen eine Verschüttungstiefe von 70 Zentimeter, die lokkeren Schneemassen und eine Verschüttungsdauer von genau anderthalb Stunden für einen glücklichen Ausgang. Das Resultat ist völlig ungewiß.

Eine glänzende Hundearbeit, modernste Apparaturen und ärztliche Hilfe haben leider nicht vermocht, das junge Leben dem Tode zu entreißen.

Der erste ganze Erfolg Mehr als zehn Jahre vergingen, ohne daß je die Lebendbergung eines Verschütteten durch einen Lawinenhund gelang. Oft hatten sich die objektiven Gegebenheiten als ungünstig erwiesen; vor allem aber hatte sich gezeigt, daß das Netz der verfügbaren Hunde zu weitmaschig war und die meisten Einsätze deshalb zu spät kamen. Viele Hunde, besonders auch die Armeehunde, standen in Gegenden, wo sie für den zivilen Rettungsdienst nutzlos waren; dagegen verfügte das Alpengebiet über einen nur geringen Bestand. Eine zuverlässige Waffe war immerhin in den Tieren unserer Grenzwächter zu erblicken, deren vorgesetzte Stellen die Sache des Lawinenhundes von allem Anfang an gefördert hatten. Einem dieser Tiere sollte es denn auch vergönnt sein, zum ersten großen Erfolg in unseren Alpen zu kommen.

Es war am 20. Januar 1951, zur Zeit der großen Lawinenkatastrophen. Das abgelegene Binntal im Oberwallis war schon geraume Zeit vom Haupttal abgeschnitten und am Fuße zahlreicher Lawinenhänge in einer sehr ernsten Lage. Gefährdet waren besonders die Bauern auf dem Futtergang zu ihren außerhalb des Dorfes gelegenen Ställen. Als um halb elf Uhr fünf Männer sich auf dem gefährlichen Weg zu ihrem Vieh befanden, um dieses in Sicherheit zu bringen, wurden sie von der öfters niedergehenden Meilibachlawine überrascht und verschüttet. Leute aus dem Dorfe hatten aber ihr Verschwinden beobachtet und schlugen Alarm.

Zwei Grenzwächter mit einem Lawinenhund trafen nach wenigen Minuten auf der Unglücksstelle ein. Unglücklicherweise weilte aber der Hundeführer R. Zuber mit gebrochenem Bein im Krankenhaus. Auf der Unfallstelle konnten innert kurzer Zeit zwei der Verschütteten, deren Köpfe noch aus dem Schnee herausragten, und die um Hilfe riefen, befreit werden. Unter dem einen der beiden lag ein dritter Verschütteter, und vom vierten war ein Arm sichtbar. Die vier konnten unverzüglich befreit und gerettet werden. Während man noch mit dem Ausgraben der Männer beschäftigt war, hatte der Hund «Dieppe» ohne geführt zu werden, die Umgebung abgesucht und begann plötzlich in einiger Entfernung zu bellen und zu scharren. Man sondierte an dieser Stelle und stieß in etwa einem Meter Tiefe auf den Körper des letzten Vermißten. Dieser hatte das Bewußtsein bereits verloren und bedurfte kurze Zeit der künstlichen Atmung. Er konnte aber gerettet werden.

Die vorzügliche Leistung des Lawinenhundes und ihre Auswirkungen wurden jedoch erst später voll erkannt! Er hatte das kleine Dorf vor einer Katastrophe bewahrt. Als nämlich der so glücklich Aufgefundene nach rund 30 Minuten auf einer Bahre vom Lawinenkegel weggetragen wurde und männiglich diesen Ort eben zu verlassen im Begriffe war, hatte «Dieppe» ganz außerordentlich geheult. Niemand hatte den Sinn dieses Gebahrens verstehen können. Kaum zehn Minuten, nachdem das Lawinenfeld geräumt war, stürzte vom Eggerhorn eine zweite größere Lawine nieder und deckte die Schneemassen der ersten vollständig zu. Sie war so breit, daß sogar die naheliegende Sägerei zerstört wurde. Hätte sich zurzeit ihres Niederganges die Suchaktion noch in vollem Gange befunden – was ohne den Erfolg des Hundes bestimmt der Fall gewesen wäre – so hätte sich ein verheerendes Unglück zutragen müssen. Es stellt sich die Frage, ob der Hund tatsächlich etwas von der nahen Gefahr spürte und mit seinem seltenen Heulen die Leute warnen wollte.

Für den am Lawinenhundewesen Interessierten bedeutete der Fall «Binn» eine große Genugtuung und zugleich Ansporn, auf dem eingeschlagenen, dornenvollen Weg weiterzuschreiten. Ein neuer Lichtblick durch einen zweiten Erfolg sollte die Bemühungen bald belohnen.

Die Rettungen häufen sich

Am 9. Februar 1953 löste in der Nähe von Andermatt die Klasse eines Militärskikurses ein kleines Schneebrett. Im rund 40 Meter breiten und 15 Meter langen Schollenbereich befanden sich vier Wehrmänner. Zwei davon konnten sich unverzüglich selbst befreien, während die beiden andern vollständig zugedeckt waren. Obschon genügend mit Sondierstangen ausgerüstete Leute unmittelbar zur Verfügung standen, wurde der unverständliche Befehl erteilt, den Suchbereich nicht zu betreten. Man wollte zuerst den Hund arbeiten lassen und nötigenfalls erst später die eigenen Mittel einsetzen.

Der in Andermatt alarmierte Hundeführer H.Regli konnte seinen braven «Elan» bereits 50 Minuten nach dem Unfall einsetzen. Nach einer Viertelstunde gelang es, einen der vermißten Wehrmänner aufzufinden; dieser lag in 1,2 Meter Tiefe und hatte sein Leben bereits ausgehaucht. Die Suche nach dem zweiten Verunglückten dauerte nach einer Erholungspause für das noch junge und im Augenblick kranke Tier weitere zehn Minuten. Genau anderthalb Stunden nach seiner Verschüttung konnte der glückliche Soldat bei vollem Bewußtsein und ohne Verletzungen dem Schnee entrissen werden. Es hatte ebenfalls eine Schneeschicht von 1,2 Meter Mächtigkeit auf ihm gelastet.

An dieser Stelle sei die Bemerkung eingeflochten, daß es selbstverständlich verkehrt ist, den Einsatz vorhandener Rettungsmittel aufzuschieben, bis ein Lawinenhund erscheint. Das schnellste Mittel ist das beste. Eine Priorität darf dem Hund eingeräumt werden, wenn er an der Unfallstelle angelangt ist, oder seine Ankunft kurz bevorsteht. Bis dahin ist jedes andere Mittel – Absuchen, Abhorchen, Sondieren mit Skistöcken, Skienden oder Sondierstangen – besser als Untätigkeit. Immerhin sollen diese Arbeiten Rücksicht nehmen auf den späteren Einsatz des Hundes, vor allem in bezug auf eine Verschmutzung des Suchbereiches.

Und dann kam Mitte Januar 1954 für einzelne Teile der Alpen die große Lawinennot, die besonders im östlichen Nachbarlande Vorarlberg gewaltige Opfer und Schäden verursachte. In der Schweiz forderte der weiße Tod in diesen Tagen 23 Opfer. Neben andern Faktoren, für die offenbar die Geschehnisse im großen Lawinenwinter 1951 verantwortlich waren, haben zu der verhältnismäßig günstigen Bilanz in unserem Lande auch die Leistungen unserer Lawinenhunde viel beigetragen: An einem einzigen Tage, dem 11. Januar 1954, sind auf vier verschiedenen Unfallstellen dank der Hundearbeit nicht weniger als sieben Menschen lebend dem kalten Schneegrab entrissen worden.

Auf dem Stoos bei Schwyz war es C. Wirz, der mit seiner an Kursen und Prüfungen vielfach bewährten «Greti» einer neben ihrem Hause verschütteten Tochter das bereits schwindende Leben zurückgab. Die Verschüttete hatte zwei Stunden im Schnee gelegen, allerdings nur 60 Zentimeter tief.

Die in noch nie gesehenem Ausmaß auf Elbingen am Brienzersee niedergestürzte Unterweidligrabenlawine hatte nicht nur das 200-jährige Gasthaus zum Hirschen vom Erdboden weggefegt, sondern auch einen an der vorher schon zerstörten Stromleitung arbeitenden Elektrotechniker begraben. Die rasche Hilfe der Dorfleute blieb ohne Erfolg, bis der bewährte «Arry» mit seinem Meister H. Künzler erschien. Nach vier Stunden konnte der Vermißte aus einer Tiefe von 2,5 Metern ausgegraben werden. Günstige Bedingungen – er lag talseits an einer Mauer angelehnt – hatten ihm ermöglicht, unter einer mächtigen und feuchten Schneemasse so lange am Leben zu bleiben.

Der dritte glücklich Gerettete dieses Tages war ein elfjähriger Knabe. Dieser war mitsamt seinem Elternhaus, seiner Mutter und seinem Bruder durch eine außergewöhnliche Lawine bei Unterseen verschüttet worden. Ortsbewohnern und der Feuerwehr war es gelungen, die sterbende Mutter und unverletzt einen der beiden Söhne aufzufinden. Doch der kleine Gottlieb blieb vermißt. Beinahe sechs Stunden nach dem Unglück erschien der Lawinenhundeführer E. Winiger mit seinem Hund auf der Unfallstelle. Er hatte von Erlenbach im Simmental herreisen müssen. Über die glückliche Rettung berichtet Winiger: «Über den noch vermißten Knaben Zenger Gottlieb bestanden keine Anhaltspunkte, wo er verschüttet sein könnte. Die Annahme drängte sich auf, daß er ebenfalls in der Nähe der beiden andern Fundorte zu finden sei. Ich forderte die auf der Lawine befindlichen Hilfskräfte auf, das Lawinenfeld zu verlassen, was alle sofort befolgten. Dann begann ich an dieser Stelle die Sucharbeit mit dem Lawinenhund. Die «Bella» suchte hier kurze Zeit, sprang aber bald den Lawinenkegel aufwärts und setzte etwa 20 Meter weiter oben die in-

tensive Sucharbeit fort. Nach kurzer Zeit begann sie hier ungefähr in der Mitte des Lawinenkegels zu scharren, schnupperte auch wiederholt tief in den Schnee hinunter und scharrte dann immer kräftiger in Richtung des rechten Lawinenrandes. Die Feuerwehrleute kamen nun sogleich zu Hilfe, und gemeinsam schaufelten wir um diese Stelle herum den Schnee weg. Plötzlich regte sich etwas unter einer soeben abgedeckten Bretterwand, direkt vor der Suchstelle des Hundes. So konnte um 18 Uhr 20, nach rund sechs Stunden Verschüttungsdauer, der vermißte Knabe zur Freude und Genugtuung aller anwesenden Hilfskräfte lebend geborgen werden.»

Dramatisch gestaltete sich auch die Rettung einer Bauernfamilie bei Schuders im Prättigau. Hier hatte ein außergewöhnlicher Lawinenniedergang ein altes Bauernhaus erfaßt und in Geröll und Schnee sämtliche Mitglieder der Familie verschüttet, nämlich die 82jährige Urgroßmutter, die Großmutter, die Eltern und vier Kinder. Die rasch eingeleitete Rettungsaktion verfügte auch über den Lawinenhund des dortigen Grenzwachtpostens. Der Lawinenschnee lag 1,5 bis 2 Meter hoch über dem Unfallgelände, in dem zugleich mit Sondierstangen und mit dem Lawinenhund nach den Verunglückten gesucht wurde.

Bereits nach zehn Minuten gab «Berry» erstmals eine Stelle durch Scharren und Lautgeben an; unter Schnee, Holz und Steinen wurde hier die tödlich verletzte Großmutter aufgefunden. Etwas später hatte auch die Sondiermannschaft Erfolg: Sie fand die Stelle, wo die Urgroßmutter unverletzt ihrer Befreiung harrte, an ihrer Seite lag die bereits verstorbene 28jährige Mutter. Noch fehlten der Vater und die vier Kinder im Alter von zwei bis sieben Jahren. Über deren Auffinden heißt es im Bericht des Lawinenhundeführers B. Camenisch:

«Zirka um 20.30 Uhr, das heißt eine Stunde 50 Minuten nach dem Unglück, zeigte der Hund eine Stelle durch Scharren an. Mit der Sonde kam ich jedoch nur auf Holz. Da der Hund nicht fort wollte und intensiv scharrte, suchten wir auch hier. Unter zirka 1,5 Meter Schnee kam dann die Stubendecke zum Vorschein; darunter konnten wir bis um 21.05 Uhr die noch vermißten Personen finden, nämlich den Vater und die Kinder Annalisa, Hans-Andreas und Hermann lebend, die Tochter Elsbeth war leider bereits tot.»

Damit hatten die vollen Erfolge durch Lawinenhunde plötzlich eine erfreuliche Statistik aufzuweisen: Auf sechs verschiedenen Unfallstellen war die Rettung von neun Menschenleben möglich gewesen. Nicht zu verkennen sind einige gemeinsame Merkmale der sechs Rettungen: Sämtliche dieser glücklich verlaufenen Verschüttungen haben sich in unmittelbarer Nähe von Ortschaften zugetragen; in der Regel waren die Hunde unweit des Unfallortes stationiert und rasch einsatzbereit. Alle Unfallstellen lagen in einer Meereshöhe von weniger als 1500 Meter. Es wäre deshalb verfehlt, in Zukunft derart positive Leistungen auch in den leider immer vermehrt zu erwartenden «Normalunfällen», der Skifahrerlawine, zu verlangen, weil diese sich meist abseits bewohnter Orte und nicht selten in abgelegenen Gebieten zutragen. Daß aber auch der Skifahrer mit der Hilfe des Lawinenhundes rechnen kann, bewies die Rettung eines Arztehepaares im vergangenen Frühjahr.

Das Lawinenunglück im Meierhofertöbeli

Nach mehreren Tagen zum Teil stürmischen Wetters und und einer Neuschneemenge von rund 60 Zentimeter auf Weißfluhjoch zeigte sich der Sonntag des 16. März 1958 von bester Seite: Sonne und ein bedeutendes Ansteigen des Thermometers lockte Tausende von Skifahrern in die Berge. Die vorher teilweise gesperrten Routen des Parsenngebietes konnten mit wenigen Ausnahmen wieder freigegeben werden.

Meine Frau stellt eben die Suppe auf den Mittagstisch, als das Telephon läutet. Vom Weißfluhjoch kommt der Bericht, daß im Meierhofertöbeli, abseits der markierten Route, um 11.50 Uhr ein Lawinenunglück passiert sei und ich unverzüglich zu Hilfe eilen müsse. Während ich die Schuhe wechsle und den Rucksack schnüre, versucht mein Frau pausenlos, ein Taxi aufzutreiben. In dieser Zeit überlege ich mir, wo die Unfallstelle liegen könnte und welcher Anmarschweg der günstigere sein möge. Darüber hatte man mich nicht klar orientieren können. Es stellt sich die Frage, ob ich den Unglücksort rascher und müheloser über Weißfluhjoch (2667 Meter) oder durch einen Aufstieg mit Ski und Fellen ab Wolfgang (1631 Meter) erreichen kann; denn das besagte Tobel ist lang und durchmißt die Meereshöhen von etwa 2300 bis 1700 Meter. Ich entschließe mich «obendurch». Ein Taxi

ist nicht aufzutreiben, also im Laufschritt zur Parsennbahn.

Hier treffe ich zu meiner Beruhigung drei weitere Leute des ersten Aufgebots vom Tal, darunter den Stellvertreter des Parsennrettungsdienstes und einen Bergführer. Während der Bergfahrt vereinbaren wir das weitere Vorgehen und verteilen die einzelnen Rollen. Meine erste Aufgabe besteht darin, mit «Iso» möglichst rasch und dennoch schonend durch das lange und tief verschneite Meierhofertäli hinunter zu gelangen, meine erste Sorge, die Unfallstelle ohne unnötige Zeiteinbuße zu finden. Dabei soll mir mein Freund, Bergführer Mischol, behilflich sein; er erhält den Auftrag, die Unfallstelle aufzusuchen, den Suchbereich räumen zu lassen und mir nötigenfalls einen Wegweiser entgegen zu schicken.

Um 12.55 Uhr verlasse ich Weißfluhjoch. In den folgenden 20 Minuten vollbringt mein braver Vierbeiner eine prächtige Leistung: Im tiefen Schnee, von wenigen Spuren nur durchzogen, gelangen wir in dieser kurzen Zeit über eine Distanz von nahezu 4 Kilometer und 925 Meter Höhendifferenz ins Tobel unterhalb der Unglücksstelle und erreichen in einem kurzen, nur für mich ermüdenden Aufstieg den Unfallort.

«Das lange und schmale Tobel des Totalpbaches ist mit Lawinenschnee angefüllt. Dieser ist vom stark sonnbeschienenen Hang heruntergeglitten und hat das deutsche Arztehepaar in dem Augenblick überrascht, als die Gäste ihre Ski ausgezogen hatten und sich an der Sonne hinsetzen wollten. Zum großen Glück ist der Niedergang von zwei andern Fahrern bemerkt worden; diese haben die Gefährdeten noch warnen können. Nach wenigen Metern Flucht sind die beiden aber von den Schneemassen eingeholt und zugedeckt worden. Die Fluchtstelle liegt etwa 100 Meter von der Lawinenzunge entfernt, sie ist dort markiert. Die bisherige Sondieraktion am rechten Rand des Tobels verlief erfolglos. Auf der Lawine sind verschiedene Gegenstände gefunden worden, wir haben sie vorderhand an Ort und Stelle liegengelassen. Das Lawinenfeld habe ich vor etwa 10 Minuten geräumt.» So ungefähr orientiert mich der vorausgeeilte Bergführer.

Ein Blick auf den Lawinenhang sagt mir, daß eine Gefahr für die Rettungsaktion heute nicht vorhanden ist. Dann räume ich die sorgfältig liegen gelassenen Kleidungsstücke, die angeblich dem Hund den Geruch der Vermißten hätten vermitteln sollen, zusammen, und werfe sie der immer wachsenden Zuschauergruppe zu. Nun kontrolliere ich den Wind; er ist schwach und weht schräg von oben ins Tobel. Ich sehe mich deshalb gezwungen, die dort am Tobelrand stehenden Leute nach unten zu schicken. Und schließlich muß ich mir klar werden über das taktische Vorgehen beim Hundeeinsatz. Das Problem stellt sich hier grundsätzlich anders, als elf Tage früher am Jakobshorn; damals sind ein großer Suchbereich, lockere Schneemassen und *ein* Vermißter die Voraussetzungen gewesen. Hier habe ich es mit einem kleinen Suchbereich, einer feuchten und vermutlich tiefern Schneedecke und vor allem mit zwei Verschütteten zu tun, die nach den gemachten Beobachtungen wohl nahe beieinander liegen dürften. Seit dem Niedergang sind nun anderthalb Stunden verflossen. Es ist also höchste Zeit. Was tue ich, wenn «Iso» die eine Verschüttungsstelle anzeigt? Darauf eingehen, nachgraben, retten? Damit würde die zweite Person praktisch aufgegeben, weil eine weitere Suche mit dem Hund in der Nähe der Arbeitsstelle für rund eine halbe Stunde ausgeschlossen wäre.

Ich fasse den schwerwiegenden und kühnen Entschluß, aufs Ganze zu gehen und anzustreben, mit einer Suche beide Verschüttungsstellen aufzufinden. Die Zunge der Lawine vernachlässige ich wiederum, nicht aus Mißachtung der Reglemente, sondern weil ich sie außerhalb des primären Suchbereichs beurteile. Nun ist es soweit. Tief gebückt rede ich kurz mit meinem Hund und lasse ihn mit einigen langgezogenen «Suuch»-Kommando los. Zu revieren braucht er hier nicht. Sobald ich seine volle Hingabe beim Suchen feststelle, lasse ich «Iso» auf eigene Faust arbeiten. Es herrscht absolute Stille. Mit tiefer Nase und ruhigem Gang bewegt der Hund sich aufwärts, bald hier verweilend, bald dort kurz prüfend. Zwei Minuten dürften verflossen sein, als «Iso» an einer Stelle zu kratzen beginnt. Kein intensives Scharren, jedoch eine deutliche Anzeige. Normalerweise würde ich nun dort mit der Sondierstange nachkontrollieren. Heute muß ich mein braves Tier enttäuschen, indem ich es mit einem entsprechenden Kommando zur weitern Suche befehle. Selbstverständlich habe ich mir die angezeigte Stelle genau gemerkt.

Der Hund begibt sich nun auf die rechte Seite des Lawinenkegels, kehrt zurück, bleibt etwa fünf Meter oberhalb der ersten Kratz-

stelle stehen, drückt die Nase an einigen Stellen tief in den Schnee und beginnt zu scharren, deutlicher als das erstemal. Ich bin überzeugt, hier die eine Verschüttungsstelle gefunden zu haben. Im Sinne meines Entschlusses will ich die Anzeigen des Hundes aber nochmals überprüfen oder nach weiteren Möglichkeiten fahnden. So befehle ich «Iso» abermals weg; ohne große Umwege kehrt er zum Ort der ersten Anzeige zurück und beginnt schwach zu scharren. Ein letztes Mal wage ich, die Nachkontrolle und die Grabarbeiten aufzuschieben, zugunsten einer klaren und eindeutigen Anzeige. Das brave Tier muß deshalb weiter suchen, rennt auf die obere Stelle zurück und beginnt hier nun deutlich zu scharren, wie wenn es mir sagen wollte, daß ich ihm nun doch endlich glauben möge! Und diesmal glaube ich, will und muß ich glauben!

Ich verlange eine bereitgehaltene Sondierstange, stoße sie neben den immer noch scharrenden Vorderbeinen des Hundes in den Schnee und treffe in einem Meter Tiefe auf einen Körper. Ein Zeichen, und schon sind die Gehilfen zur Stelle. Mit den großen Schaufeln lasse ich sie in der zähen, ziemlich kompakten Schneedecke arbeiten, derweil ich daneben knie und mit der Sondierstange kontinuierlich die noch vorhandene Überdeckung nachkontrolliere. Nun scheint es mir Zeit, mit der kleinen Schaufel weiterzuarbeiten, um den Verschütteten nicht zu verletzen. Tief nach vorn gebückt, nun allein in der Schneegrube, entferne ich die letzte Schneedecke, die uns in wenigen Sekunden einen Verschütteten – lebend oder tot? – enthüllen dürfte. Und schon ist es so weit: Durch ein ausgestochenes Loch erkenne ich etwas Braunes und entblöße im nächsten Augenblick Kopf, Nacken und Schultern eines Mannes. Und, o Glück: die befreiten Körperteile bewegen sich! Sofort rufe ich die frohe Botschaft meinen Kameraden zu – und hätte dabei bald das zweite Opfer vergessen! Ein aufmerksamer Kamerad erinnert mich daran, und sogleich überlasse ich die weitere Arbeit an dieser Stelle den übrigen Rettungsleuten.

Mit einigen Kameraden, die schon mit Sondierstangen bereitstehen, kontrolliere ich nun die Stelle, an der nach der Anzeige von «Iso» die vermißte Frau liegen sollte. Sogleich treffen wir auf einen Körper, diesmal in etwa 1,4 Meter Tiefe. Die Grabarbeiten dauern hier etwas länger. Wiederum übernehme ich die Wegräumung des Schnees direkt über dem Körper und treffe auf Schuh und Unterschenkel der Frau. Die Spannung um das Schicksal der Verschütteten bleibt, ja sie steigert sich ins Dramatische. Wie besessen entfernen nun die starken Schaufler an der Stelle, wo ich den Kopf vermute, die Schneemassen. Unterdessen knie ich über dem befreiten Fuß und grabe dem Beine nach kopfwärts. Rasch ist die Grube soweit verlängert, daß ich bei der kleinen Schaufel am mutmaßlichen Verschüttungsort des Kopfes weiterarbeiten kann. Die Schaufler gönnen sich eine kurze Pause und in der eintretenden Stille vernehme ich durch den Schnee ein leises rhythmisches Geräusch, das nur ein Stöhnen beim Ausatmen sein kann. Komischerweise fange ich nun mit der Verschütteten zu reden an, sage ihr, daß wir gleich bei ihr seien und sie bald befreien werden – nicht überlegend, daß die Frau kaum mehr bei Bewußtsein ist und meine aufmunternden Worte nicht wahrnehmen kann. Vermutlich war dies – offengestanden – ein Ventil meiner inneren Erregung.

Nun ist es soweit! Nicht wenig überrascht lege ich einen nackten Körperteil frei, Oberarm und Schulter der Frau. Sorgfältig meißle ich den Kopf aus dem zähen Schnee, schiebe mich unter den Körper, fasse die Verschüttete unter den Armen und ziehe sie, nachdem meine Kameraden noch die Glieder ganz befreit haben, aus dem kühlen Grabe. Das leise Stöhnen klingt uns wie Musik; denn kein anderes sichtbares Zeichen hätte vom Leben der Frau gezeugt. Wird sie aber am Leben bleiben, nachdem sie 100 Minuten in sehr leichter Kleidung und 1,2 bis 1,4 Meter tief hatte in den Schneemassen ausharren müssen?

Zum Glück stehen ein Arzt und Parsennrettungsleute mit allen notwendigen Apparaten, darunter das modernste AMBU-Gerät, und Medikamenten unmittelbar zur Verfügung. Ihrer Kunst und aufopfernden Arbeit – die Verunglückte mußte in der Folge stundenlang massiert werden – ist es mit zu verdanken, daß das Ehepaar schon nach wenigen Tagen ohne nennenswerte Schäden in die deutsche Heimat reisen konnte, wo vier unmündige Kinder und zahlreiche Verwandte und Freunde die glückliche Rettung dankbar feierten.

Foto: W. Gasché
Velo im Schnee

Was mich vor allem befriedigte, war einerseits die Tatsache, wesentlich zur Erhaltung von zwei Menschenleben, den Eltern einer kleinen Kinderschar, beigetragen zu haben; zum andern aber erfüllte mich mit Genugtuung, daß dem Lawinenhundewesen ein so glänzender, «klassischer» Erfolg beschieden worden war. In mehrfacher Hinsicht war dieses Ereignis dringend nötig; denn nur auf sichtbaren Erfolgen darf für die Zukunft mit dem erforderlichen Auf- und Ausbau gerechnet werden.

Bilanz und Ausblick Wohl haben Wissenschaft und Technik in den letzten Jahren auch den Lawinenrettungsdienst nicht unbeachtet gelassen. Verschiedene Systeme zur Auffindung Verschütteter sind erfunden, mehrere durchkonstruiert worden. Einige solcher Produkte wurden ausprobiert, einzelne davon haben technisch ausgezeichnet funktioniert. Für die Verwendung im praktischen Rettungsdienst können sie aber ernsthaft nicht in Frage kommen, weil sie bestimmte Voraussetzungen an den Verschütteten stellen: dieser muß eine gewisse Menge radioaktiven Stoffes, Metall oder gar einen Sender auf sich tragen. Da umwälzende Neuigkeiten auch in den nächsten Jahren kaum zu erwarten sind, muß der Lawinenhund bis auf weiteres als erfolgversprechendstes Lawinenrettungsmittel betrachtet werden. Daß er retten kann, beweisen die geschilderten Beispiele. Die Voraussetzungen dazu sind uns weitgehend bekannt. Ob er in Zukunft die auf ihn gesetzten Hoffnungen erfüllen kann, hängt weniger von ihm, als von der Einsatzbereitschaft ab.

Die Ausbildungsmethode, die Ferdinand Schmutz entwickelt hat, wird kaum je verbessert werden können. Die Rassenwahl bildet heute keinen Streitpunkt mehr: Der deutsche Schäferhund erfüllt die gestellten Forderungen – groß, stark und ausdauernd, winterhartes Haarkleid, gute Nase, leicht abzurichten – durchwegs am besten; daneben haben sich Groenendael, Riesenschnauzer und Samojeden gelegentlich bewährt. Die Weiterausbildung von Führer und Hund in den jährlichen Kursen und Prüfungen des Schweizer Alpenklubs ist grundsätzlich richtig. Wir wollen auch annehmen, daß jeder im Rettungsdienst eingesetzte Hundeführer die notwendigen und zumutbaren Übungen durchführt. Alle diese gründlichen Vorbereitungen sind jedoch illusorisch, wenn Führer und Hund nicht in einem Gebiete stehen, von dem aus die Unfallstellen innert nützlicher Frist erreicht werden können. Hunde gehören in die Alpentäler, in Skigebiete, in die Nähe von Liften und Luftseilbahnen für Skifahrer, auf lawinengefährdete Gebirgsbaustellen.

Und das Flugzeug, der Fallschirmabspringer? Sie sind im Lawinenrettungsdienst sehr zu begrüßen. Ihrem Einsatz sind aber auch Grenzen gesetzt, objektiv durch die Wetterbedingungen, subjektiv durch eine gegenwärtig zu zentralisierte Organisation. Fredy Wissel in St. Moritz und Hermann Geiger in Sitten sind wertvolle Stützen im Lawinenrettungsdienst, sofern sie über rasch greifbare Lawinenhundeequipen verfügen. Weitgehend nutzlos ist jeder Rettungsversuch von den großen Flugplätzen im Flachland, weil dieser praktisch nie innerhalb der Zweistundengrenze erfolgen kann, ausgenommen vielleicht in den nahegelegenen Voralpen. Vermehrte Stationierung von Flugzeugen in Gebirgstälern muß auch hier Tendenz sein.

Die Lawinenhundeführer werden oft beneidet, ein so schönes, kluges Tier zu besitzen. Man vergißt dabei aber, daß ein solcher Kamerad auch zeitliche Hingabe, Einschränkungen mancher Art und auch materielle Opfer verlangt. Und die Erfolge, die einen Führer fürs ganze Leben über diese Verpflichtungen hinwegtrösten können, treten sparsam ein: Durchschnittlich kommt nicht einmal jeder Hund im Laufe seines Lebens zu einem Einsatz, und nur ein kleiner Teil von ihnen wird retten können. Dem Hundeführer gebührt deshalb ein besonderer Dank und wo dies nötig ist, auch Entgegenkommen und Hilfe. Seiner Tierliebe und seinem uneigennützigen Helferwillen ist es weitgehend zu verdanken, daß in unsern, zur Winterszeit immer dichter bevölkerten Bergen eine gute Waffe gegen den Weißen Tod bereitsteht.

Foto: Jakob Tuggener
Am Maskenball